

[23]

Im Verdacht.

Roman von E. Braddon.

Deutsch von F. A. Haus.

Eduard und Desrolles gingen mit einander nach dem Pfarrhause. Eduards Eltern und Celia waren nach dem Landhaus zum Christfest gegangen, und das Pfarrhaus lag ganz in Dunkelheit. Eduard führte seinen Gast auf sein Zimmer, öffnete dort ein kleines Eckchränken und nahm eine schwarze Flasche, einige Gläser und eine Zuckerbüchse heraus.

„Wenn Ihr Brantwein gut ist, so bemühen Sie sich nicht um Wasser, ich will ihn lieber rein versuchen,“ bemerkte Desrolles, dann nahm er behaglich Platz in einem Lehnstuhl.

„Gießen Sie ein,“ sagte Eduard und schob ihm die Brantweinflasche über den Tisch zu.

Desrolles füllte ein Glas und leerte es mit einem Zuge.

„Nun, Mister — Sie haben mir damals nicht Ihre Karte gegeben, als wir uns trennten.“

„Mein Name ist Clare.“

„Nun, Mr. Clare, da bin ich. Ich habe den Zug versäumt, um mich Ihnen zur Verfügung zu stellen. Welche wunderbare Mittheilung haben Sie mir zu machen?“

„Wir wollen zunächst über Ihre eigene Stellung sprechen.“

„Entschuldigen Sie,“ rief Desrolles und griff nach seinem Hute, „ich bin nicht deswegen hierher gekommen. Wenn Sie mir eine Falle stellen wollen, so sind Sie an den Unrechten gekommen.“

„Aber mein Vester, wozu diese Eile,“ sagte Eduard, „als Einleitung zu dem, was ich Ihnen zu sagen habe, bin ich genöthigt, von Ihren Beziehungen zu Laura Treverton und ihrem Mann, John Treverton alias Jacques Chicot, zu sprechen.“

„Was meinen Sie damit?“

„Ganz einfach, was ich sage. Treverton, der Gutsherr von Hazlehurst und Jacques Chicot, der Abenteurer, sind ein und dieselbe Person. Der besagte Herr Treverton möchte vielleicht gern vergessen, daß er jemals Jacques Chicot war, aber die Geschichte seiner Vergangenheit ist nicht ausgewischt dadurch, daß er sich derselben schämt. Sie wissen so gut wie ich, daß der jetzige Gutsherr von Hazlehurst der frühere Miether von Frau Ewitt war.“

„Sie müssen verrückt sein, so etwas zu glauben,“ sagte Desrolles, indem er einen Blick des Erstaunens auf den anderen richtete, als ob er ihn für wahnsinnig halte. „Diese beiden Leute haben nichts mit einander gemein.“

„Wenn der Mann, mit dem Sie damals in London auf der Straße sprachen, Chicot war, so ist Chicot und Treverton ein und dieselbe Person.“

„Mein Vester, Sie haben sich versehen. Sie mögen einander wohl ähnlich sein —“

„Ich sah das Gesicht des Mannes in der Redaktion und ich schwöre darauf, es war Trevertons Gesicht.“

Desrolles zuckte mit den Achseln, als ob er sagen wollte: „Hier ist ein halbverrückter Mensch, ich muß nachsichtig mit ihm sein.“

„Nun, mein werther Herr, sagte er, „wenn das alles ist, was Sie mir zu sagen haben, so könnte ich doch lieber noch heute abend mit der Post abfahren.“

„Sie wollen behaupten, ich habe unrecht?“

„Ganz entschieden. Ich habe die Ehre, beide Männer zu kennen, und bin imstande, zu behaupten, daß sie zwei ganz verschiedene Männer sind, die zwar einige Aehnlichkeit haben in Gestalt und Gesichtsfarbe, eine Aehnlichkeit, welche wohl täuschen kann, wenn man nur einen von beiden vor sich sieht.“

Eduard zuckte mit den Achseln und schaute einige Augenblicke ärgerlich in das Feuer. Was auch dieser Desrolles wissen oder denken mochte, es war augenscheinlich, daß nichts aus ihm herauszubringen war.

„Sie scheinen Ihrer Sache sehr sicher zu sein,“ sagte Eduard nachdenklich, „und ich muß annehmen, daß Sie recht haben.“

Uebrigens liegt mir auch gar nichts daran, in dem Mann einer Dame, die ich hochschätze, einen solchen Burschen wie Chicot erkennen zu müssen. Ich will nur ihre Interessen schützen. Wenn sie an einen Schurken verheirathet ist, was kann dann ihr Schicksal sein? Vielleicht ein ebenso schreckliches, als das der Tänzerin.“

Desrolles gab keine Antwort. Er hatte sich mit halbgeschlossenen Augen in den Lehnstuhl zurückgelehnt.

„Haben Sie Chicot gesehen, seit seine Frau ermordet wurde?“ fragte Eduard nach einer Weile.

„Niemand hat ihn gesehen. Meine Meinung ist, daß er auf eine der Brücken lief und sich ins Wasser stürzte.“

„Dann müßte doch seine Leiche gefunden worden sein.“

„Sie würden nicht so sprechen, wenn Sie ein Londoner wären. Wie viele namenlose Leichen werden jede Woche aus der Themse gefischt, glauben Sie? Wie viele unbekannt Leichen liegen in den Schauhäusern im Ostend und warten darauf, daß sie von irgend jemand reklamirt werden, und wie viele werden niemals reklamirt oder erkannt und ohne Namen auf dem Armenkirchhof beerdigt? Die Polizei kannte Chicot nicht. Ich bin ziemlich fest überzeugt, daß sich der arme Teufel selbst das Leben genommen hat.“

„Glauben Sie, daß er seine Frau ermordet hat?“

Desrolles zuckte zweifelnd mit den Achseln.

„Ich glaube gar nichts,“ erwiderte er. „Warum soll ich das Schlimmste von einem Manne denken, der mein Freund war. Ich weiß nur, wie er verschwand, und der Anschein spricht gegen seine Unschuld.“

„Wenn er noch am Leben ist, so wird es meine Aufgabe sein, ihn zu finden,“ sagte Eduard verbissen. „Das Verbrechen war abscheulich, und wenn es in meiner Macht liegt, ihn zu überführen, so soll er dafür büßen.“

„Sie sprechen, als ob Sie einen persönlichen Groll hegen,“ sagte Desrolles. „Ich könnte es verstehen, wenn ein Detektiv zornig auf ihn wäre, denn er hat sie hübsch auf den Erab gebracht, und sie lächerlich gemacht, weil sie ihn nicht erwischten. Aber warum Sie, — ein Herr, der hier so behaglich lebt, — einen so starken Groll hegen —“

„Ich habe meine Gründe,“ sagte Eduard.

„Nun, ich wünsche Ihnen gute Nacht; es wird spät, und wahrscheinlich wird das Gasthaus früh geschlossen. Auf Wiedersehen, Mister Clare! Da fällt mir noch ein, als Sie mir vorhin Ihren Namen sagten, vergaß ich zu fragen, woher Sie den Meinigen kennen.“

„Ich las ihn in der Zeitung in dem Bericht über die Voruntersuchung wegen Madame Chicot.“

„Es ist wahr, ich hatte Ihnen gesagt, daß ich Jacques Chicots Zimmernachbar war, das hatte ich ganz vergessen. Gute Nacht!“

„Wohnen Sie noch immer in der Cibberstraße?“ frug Eduard.

„Nein. Nach dem schrecklichen Ereignisse wurde mir das Haus zuwider. Frau Ewitt hat alle ihre Miether verloren. Nächste Woche werde ich jedenfalls in Paris sein; meine Adresse ist: Poste restante in ganz Europa!“

„Gute Nacht!“ sagte Eduard. „Ich muß die Treppe mit hinabkommen, um Sie hinaus zu lassen; meine Leute sollten schon zurück sein und vielleicht würden Sie ihnen nicht gern begegnen.“

„Das ist ganz gleichgiltig für mich,“ erwiderte Desrolles hochmüthig.

Es begegnete ihnen niemand auf der Treppe. Der Pfarrer und seine Frau waren erst jetzt auf dem Heimwege und Celia war bei Laura geblieben.

27. Eduard Clare geht auf eine Entdeckungsreise.

Am Tische eines Mannes zu sitzen, seinen Wein zu trinken, seine Pferde zu reiten, wäre auch unter Wilden unvereinbar

mit einem tödtlichen Haß gegen diesen Mann. Aber die Sitten der Civilisation sind anders, als die der Wüste. Es giebt Männer und Frauen, deren Groß durch keine Freundlichkeit gemildert werden kann, welche von einem Menschen, den sie hassen, alles annehmen, und ihn doch bis zum Ende verabscheuen. Eduard, der Poet mit den zarten Händen, befaß diese Ausdauer im Haß. Er haßte Treverton wegen des Glückes, das ihm durch den Besitz seiner Frau zugefallen war, und er wußte innerlich diesem Haß eine vornehme Färbung zu geben. Es war nicht Neid oder Eifersucht auf einen Rivalen, sagte Eduard sich selbst, nein, es war ein ritterliches Bestreben, die Frau zu retten und zu verteidigen, die er geliebt hatte. Sollte dieses große Verbrechen unentdeckt und unbestraft bleiben? Sollte Laura ungewarnt diesem Schurken blindlings vertrauen? Nein, Eduard hielt es für seine Pflicht, dieses Geheimniß zu enthüllen.

„Dieser Desrolles ist augenscheinlich eine Kreatur Trevertons,“ dachte Eduard. „Deshalb leugnete er, daß Treverton und Chicot dieselbe Person seien. In der Cibber-Straße muß es noch Leute genug geben, welche das bezeugen können.“

Am folgenden Tage reiste Eduard nach London ab. Er wollte nicht lange abwesend sein, sagte er seinen Eltern, sondern nur mit einem Theaterdirektor sprechen, der ihm keine Ruhe lasse und ein historisches Drama in Versen von ihm verlange.

„Ob wirklich? Geh und sprich mit ihm,“ rief Celia mit Enthusiasmus, „es wäre wundervoll, wenn du ein Drama schreiben würdest. Wenn es aufgeführt wird, fahren wir nach London.“

„Wirklich?“ fragte der Pfarrer, ohne von seiner Zeitung aufzuklicken. „Und wer wird die Fahrt und das Hotel bezahlen?“

„Nun, natürlich du, Papachen,“ rief Celia, „das wäre eine reine Bagatelle. Aber wer ist der Mann und welches Theater will es aufführen?“

„Ich spreche noch nicht darüber, bis mein Drama fertig ist,“ erwiderte Eduard, „die ganze Sache schwebt noch in den Wolken.“

Celia seufzte. So viele literarische Pläne ihres Bruders begannen in den Wolken und waren auch dort hängen geblieben.

An einem kalten unfreundlichen Tage traf er in London ein. Er nahm seine Reisetasche in die Hand und ging zu Fuß nach der Cibber-Straße, um eine Wohnung zu suchen. Zuerst ging er nach dem Hause, welches damals durch den Mord von Madame Chicot eine so schreckliche Berühmtheit erlangt hatte. Eine neue Messingplatte an der Thüre zeigte die Aufschrift:

„Gerard, praktischer Arzt.“ Verwundert starrte Eduard die neue Messingplatte an. Er glaubte, das ganze Haus sei in den Besitz von Gerard übergegangen, und Frau Ewitt sei in der Wildniß von London verschwunden. Aber an einem Fenster erblickte er diese Dame, welche er sofort erkannte an ihren

Korkzieher-Lochen und ihrem Essiggesticht. Da war die Dame, welche er an einem trüben Märzorgen gesprochen hatte, als er den Schauplatz des Mordes besichtigt hatte unter dem Vorwande, eine Wohnung zu suchen. Er stieg die Treppe hinauf, wo er der Dame begegnete, welche einen Miether witterte und daher eine freundliche Miene aufsetzte.

„Guten Tag, mein Herr!“
„Haben Sie ein gutes Zimmer im zweiten Stock?“ fragte Eduard.

„Mein erster Stock ist leer,“ erwiderte Frau Ewitt, „sehr schöne Zimmer, neu tapezirt.“

„Ich möchte lieber höher wohnen,“ erwiderte Eduard. „Sie hatten einen Miether, Namens Desrolles, was ist aus ihm geworden?“

„Ins Ausland gereist,“ sagte die Dame, „ich glaube, er hat eine Erbschaft gemacht, er hat sich alles neu angeschafft.“

„Kann ich sein Zimmer für einige Nächte haben?“

„Gewiß!“

„Ich möchte gern das Schlafzimmer sehen,“ sagte Eduard, „an dem Wohnzimmer ist weniger gelegen, denn ich werde den ganzen Tag abwesend sein.“

Im ersten Stock hielt Frau Ewitt an, um Athem zu schöpfen, und Eduard empfand einen eifrigen Schauer, als er die Thüre zu dem Schlafzimmer vor sich sah.

„Ist dies das Zimmer, in welchem die arme Frau ermordet wurde?“

„Ja, mein Herr,“ erwiderte die Dame, „dies ist das Zimmer, ich will Sie nicht täuschen. Wollen Sie es ansehen? Es ist alles neu eingerichtet, Sie werden in diesem Theile Londons kein besseres Schlafzimmer finden.“ Sie öffnete die Thüre. „Sieht es nicht niedlich aus?“ fragte Frau Ewitt mit einigem Stolz.

„Ist dies das kleine Zimmer, wo gewöhnlich ihr Mann arbeitete?“ fragte Eduard, auf eine Thür deutend.

„Ja, ich habe es an Mr. Gerard vermietet.“

„Wer ist dieser Herr? Ich vermüthe, das ist der Arzt, wie lange wohnt er schon bei Ihnen?“

„Er zog etwa einen Monat nach dem Tode der armen Frau Chicot ein.“

„Hat er viel Praxis?“ fragte Eduard.

„Ja, er hat Patienten,“ sagte die Dame. „Solche, die nicht bezahlen, kommen viele zwischen 8—9 Uhr morgens. Er lebt sehr ruhig und sparsam, so daß er leben kann, wovon ein Anderer verhungern würde. Er ist ein sehr geschickter junger Mann und hat Madame Chicot damals durchgebracht nach ihrem Unglücksfall.“

„Wirklich?“ fragte Eduard mit wachsendem Interesse, „dann hat also Mister Gerard die Chicot gekannt?“

„Gewiß! Er behandelte sie Tag und Nacht, monatelang, und ich glaube, wäre er nicht gewesen, so wäre sie damals gestorben. Es giebt keinen so aufmerksamen Arzt mehr. Und alles umsonst, er nahm nicht einen Groschen dafür.“

„Ein ganz außergewöhnlicher junger Mann,“ sagte Eduard. (Fortf. folgt.)

Hans Baldungs Grün.

Von Heinrich Landsberger.

„Selt ich ihn kannte, lagen sie ihm damit in den Ohren. Heirathen! Heirathen! Heirathen!“ Worauf er aber jedesmal in sehr poetischer Weise erwiderte: „Heirathen! Ich bin ja doch verheirathet! Mein Weib, das ist die Kunst. Laßt mich zufrieden!“ Darüber war er fünfunddreißig Jahre alt geworden und wie hartnäckig auch an seinem Ueberzieher die Hefel und an seinen Westen die Knöpfe fehlten, wie schief auch immer seine Kravatte saß und was an sonstigen Zeichen in seinem Aeußeren noch die traurige Verwahrlosung des Junggefallenstandes verrieth, er blieb unerbittlich, ungerührt. Sein Weib, das war die Kunst und so schien es für alle Ewigkeit in seinem Rathe und dem des Schicksals beschloffen zu sein.

Aur näheren Erläuterung sei erwähnt, daß er seines Zeichens natürlich Maler war. Und was für einer! Selbstverständlich hatte er seine Spezialität. Im Zeitalter des Spezialisismus, wo auch die ganze Kunst unter diesem Zauberworte steht — wie war das auch anders möglich? Der eine malt sturmbewegte See bei Mondenschein, der Zweite malt Mönche, die irgend eine dralle Magd in die Arme kneifen, und der Dritte schließlich malt Arbeiter, die vom Gerüst auf's Pflaster fallen, wo sie, schwimmend in einer ungeheuren Blutlache, dann tief betrauert von den Umstehenden ihren Geist aufgeben. Nicht aber so Freund Theobald.

Er hieß nämlich Theobald. Seine Spezialität war sozusagen allgemeinerer Natur. Es war die Farbe.

„Geh mir mit deinen Kaulbachs, Genelli's und Corneliussen!“ so pflegte er zu predigen. „die Linie, was ist die Linie! Linien kann auch ein kleiner Junge zeichnen, gerade und krumme! Geht ihm einen Birkel oder ein Lineal! Das Wahre, das ist die Farbe! Daher der Name Maler. Farbe, Farbe, Farbe, mein Sohn! Da!“

Zum Weichflusse nämlich dieser Apostrophen zog er die Angeredeten gewöhnlich vor eines seiner unsterblichen Meisterwerke und zeigte mit der Miene des Siegers auf diese glorreichen Triumphe der Farbenkunst. Das eine Mal war es ein riefenharter Hummer so roth, daß die Polizei sich mit Recht hätte fragen dürfen, ob hier nicht eine verdächtige, in sozialdemokratischem Sinne gehaltene Demonstration vorlag. Das zweite mal war es eine Landschaft im Schnee, so weiß, daß jene vielgeprobene weiße Hand der Julia Capuletti, von der Shakespeare in seinem Trauerpiel so viel Aufhebens machte, neben diesem Weiß wie die beruchte Rechte eines Schornsteinfegers sich würde ausgenommen haben, und das dritte mal schließlich war es ein in blauen und braunen Tönen gebaltener Wellengang, so braun und blau, daß sich jedem unwillkürlich die Vermuthung aufdrängte,

dieser Wellengang sei soeben erst unter den Knutenzweigen eines russisch-sibirischen Gefängnis-Aufsehers hervorgegangen.

Wer nun aber glaubt, daß somit jene anderen modernen Meister, nämlich die, welche sich ebenfalls die Farbe zu ihrem Elemente auferkoren, etwa Piloty oder Makart, das Ideal meines Freundes Theobald waren, der befindet sich in einem gewaltigen Irrthum. Von den Modernen wollte er überhaupt nichts wissen . . . Piloty! Väterlich! brach er dann mit Entrüstung aus — „ein Mensch, der von der Quintessenz der Farbe, der Natur, keine Abnung hat. Spachtelarbeit! Maurerkalk!“ Ober gar Makart! „Asphalt-Plastererei!“ Bei welcher Gelegenheit ich ungebildeter Laie erfuhr, daß Makart die Tiefen in seinen Bildern mit Asphalt zu tuschen pflegte . . . „Bin ich Maler,“ so fuhr Theobald fort, das Urtheil seiner Mitwelt anrufend, regelmäßig dann fort — „oder bin ich Mitglied der sizilianischen Asphalt-Gesellschaft für Straßen-Plastierung?“ Nein, seine Meister, das waren die Alten. Tizian, Veronese, Rubens, Rembrandt und Holbein! Hier das Orangegelb im Fruchtkorb von Tizian's Gabinia, da dieses Milchweiß auf dem Leibe von Rubens's göttlicher Andromeda und dort die goldene, verbaltene Dämmerung des unsterblichen Heros von Amsterdam. Das war Farbe, das war Gemalt. O läglisches Epigonenhum, das nicht werth war, die Fußspuren zu küssen, die diese Giganten in den Wad der himmlischen Kunst unvergänglich, für ewige Zeiten eingebrückt.

Und wochenlang konnte er sich mit seiner Staffelei vor eine Apfelsine stellen, ihr dieselben goldnen Töne abzurufen, wie sie in dem Fruchtkorb der Gabinia prangten, bis ihm, wenigstens nach seiner Ueberzeugung, der große Wurf dann endlich gelang und die Kunst um ein Werk mehr bereichert war, das sich nicht als unwürdig erwieis, in einer gewissen Entfernung den Gabinias und den Andromedas zur Ehrenrettung des neunzehnten Jahrhunderts und seiner Kunstgeschichte angereicht zu werden.

Nur in einer einzigen Beziehung, wie gesagt, da wollte er die seine Ideale nicht als solche, seiner Nachahmung würdig, gelten lassen und alle Hinweise darauf, daß auch die Tizian's, die Rembrandt's und die Rubens's sich dem Ehejoch doch gebeugt, prallten wirkungslos von ihm ab. „Nicht das Kleine, das Große an unsern Idealen ist es, dem man nachsehen muß,“ erwiderte er dann mit einer sonst gewiß sehr schätzenswerthen und für Stammbücher wie geschaffenen Sentenz. Das also war mein Freund Theobald, ein gänzlich und ausschließlich in seinem Ideal aufgebender Künstler, als plötzlich in sein äußerlich sonst so stillen und zufriedenes Dasein ein Ereigniß hereinbrechen sollte, das bestimmt war, all' seine Ruhe und seinen Seelenfrieden mit einem Schlage über den Haufen zu werfen.

Der Sachverhalt, um den es sich dabei handelte — um möglichst kurz zu sein — war folgender.

Bei seinen Studien der alten Meister war Theobald neuerdings dann und wann auch einem begegnet, dem er bisher, wenn er die Wände des Museums entlang schritt, nur einmal und stets nur ganz von Weitem und durchaus ganz oberflächlich zugewinkt und zugewinkt hatte, ein guter alter Deutscher aus dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts. Beide hingen er an seiner Wand, in einem Seitencabinet, dazu noch ganz hoch oben und Theobald hatte nicht die mindeste Lust, sich um eines guten, biedereren Deutschen willen aus dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts den Hals auszurecken. Erst ein Zufall hatte ihn auf das Bildchen näher aufmerksam gemacht und in diesem Augenblicke trat das Ereigniß ein.

Es war ein Hans Baldung. Natürlich eine Anbetung der Könige. Was bei diesem Anblick aber eine so ungeheure Revolution in seinem Dasein hervorbrachte, das sagte er mir, indem er mit einem Tages mit sich schleppte, das verhängnisvolle Bild mir anzusehen — folgendermaßen auseinander: „Mensch! Mensch! Und du fragst noch, was da Sonderbares ist! Ja, hast du keine Augen im Kopf? Da an dem Nohren der Mantel, da an dem König die Mütze und nun der Hals, der Hals! Ja Mensch, Mensch, merkst du denn immer noch nichts?“

„Nein,“ erwiderte ich in meiner Treuherzigkeit. Mit einem Worte, was an diesem Mantel, dieser Mütze, diesem Halsen so Sonderbares sein sollte, das war ihr Grün.

„Wie es schimmert, wie es leuchtet, wie es strahlt!“ fuhr Theobald in unaufhaltsamer Ekstase fort — „wie durch ein Kirchenfenster. Als wäre es durchsichtiger Krystall und die Sonne, die glänzte hindurch! Ein Smaragd, hergestellt mit Binsel und Farbe und Lemwand — ein wahrer, wahrhaftiger Smaragd! Und doch kein Smaragd, noch etwas anderes! Das ist es ja, das Wunderbare. Und daran kann man vorübergeben!“

Das war es, was diese Umwälzung in ihm geschaffen hatte, ja, was, wie Einige befürchteten, ihm den Verstand zu rauben schien. Denn wollte man fortan in sein Atelier, so konnte man kaum noch über die Schwelle — derart thürmten sich vor dieser die Salatköpfe, die Spinatbündel, Gewebe, Stoffe, Tücher, Teppiche, Plätschen, Lumpen, zerbrochene Glascheiben kurz alles in der Welt, was nur die Farbe Grün hatte. Und mitten in diesem aufgetapelten Wall Freund Theobald selbst. In welchem Zustande aber! Jammernd, klagend, stöhnend, verzweifeln. Nichts, auch nicht etwas

darunter, was ihn befriedigte, ihm genügte, Nirgend das Grün, wie's ihm Hans Baldung offenbart. Nur ein vollkommener Laie könnte hier fragen, warum Theobald sich nicht ganz einfach mit seiner Staffelei vor diesen Baldung selbst gesetzt und ihm dies räthselhafte Grün mit Binsel und Palette so ganz gemüthlich abgelauscht. Das eben war ja das echt Künstlerhafte an ihm. Er brauchte ein Modell. Und nichts, nicht etwa unter diesem Wall. Denn das Problem an dieser Aufgabe, das war ja seine geheimnißvolle, aus dem tiefsten Innern hervordringende, so unbeschreibliche Transparenz, wie sie aus diesem Mantel, dieser Mütze, diesem Halsen strahlte — und diese mysteriöse Poesie, die hatten weder jene profanen, trivialen Plätschen und Lumpen noch selbst der wirkliche Smaragd, wie ihm einen solchen in schöner Menschenfreundlichkeit ein Juwelier für seinen großen Zweck geliehen hatte. Nichts! Nichts! Nichts! Und immer erster schüttelten die Freunde ihre Köpfe. Die Krapatte aber an dem Halse von Freund Theobald sah alle Tage schiefer und dumpf und schweigend blickte er vor sich hin. Er malte auch nicht mehr. Er suchte Hans Baldung's Grün.

Es war ein herrlicher Frühlingstag. Ich hatte meinen armen Theobald mit mir hinaus ins Freie genommen, und so sahen wir in einem hübschen, nur etwas allzu sonnigen und schattenlosen Restaurationsgarten friedlich und ganz wie in alter Zeit zusammen bei einem Glase Bier. Duftend, in ihrem frischesten Blüthenschmucke prangte ringsum die Natur. Auch das war ein Grün. Nicht aber Hans Baldung's Grün — mit seinem auch so verhängnisvollen Zauber, der mysteriösen Transparenz. Theobald brütete schweigend vor sich hin. Nur dann und wann entrang sich ein schwerer Seufzer seiner Brust. Sollte es ihm wirklich schon seine Verstandeskraft so ganz und gar zerrüttet haben? Fast mußte ich's nun doch wohl selber glauben. O diese Künstlerwelt mit ihren Idealen! Es war ein Sonntag und die Tische in dem Garten nur spärlich besetzt. Unwillkürlich richteten sich meine Blicke deshalb auf das Gitter, als sich dieses plötzlich öffnete und zwei Damen in den Garten traten, eine ältere und eine jüngere. Die jüngere, die mich selbstverständlich allein interessirte, eine sehr anmuthige Blondine mit einem wunderhübschen Gretchen-Gesicht und zwei besonders auffallenden großen Augen. Gerade richteten sie sich auf unsern Tisch. Beide Damen kamen näher, ganz nahe, schritten an unserm Tisch vorbei, sahen sich lange um, wobei die großen Augen noch einmal zu unserm Tisch herüber schweiften, was zur Folge hatte, daß eine zarte Röthe die holden Wangen überzog, was mich wiederum nicht wenig eitel machte — dann sprachen sie etwas miteinander, es schien ihnen jedenfalls zu sonnig hier zu sein und so verließen sie wieder, zur Enttäuschung der sämmtlich herbeigeeilten sieben Kellerer das Lokal.

In demselben Augenblicke hörte ich hinter mir etwas wie einen Ruck. Es war Freund Theobald, den ich im Anblick meines Gretchens gänzlich vergessen hatte. Wie aber sah er aus. Er war aufgesprungen und blickte starr wie ein Bild von Stein mit aufgerissenen Augen den beiden Damen nach. Und ehe ich ein Wort über die Lippen bringen konnte, stülpte er seinen Calabreser auf und stürzte wie ein Weisener davon. Ihm nachzusehen, ich sah es, das war vergebens. So hatte ihn das Verhängniß doch noch ereilt. Das war der Ausbruch, der so lange befürchtete Ausbruch! Armer Theobald! Armer Theobald! O diese Künstlerwelt mit ihren Idealen! Der Hente hole sie.

Am andern Morgen saß ich wie gewöhnlich in meinem Zimmer, über meine Folianten gebeugt. Wer beschrieb nach dem Vorangegangenen aber meinen Schrecken, als plötzlich die Thür aufgerissen wurde und niemand anders als Theobald hereinströmte. — „Ich habe es — ich habe es!“ schrie er aus Leibeskräften — „an meine Brust!“ — und schon hielten mich seine Arme umschlungen.

„Was denn aber, mein Gott?“ stammelte ich herbei — „was hast du denn?“

„Hans Baldung's Grün!“

„Hans Baldung's Grün?“

„Nein, nein, noch viel herrlicheres Grün! Und eine Transparenz und eine Leuchtkraft und eine Poesie! Was spreche ich dir aber? Du mußt es selber sehen — komm, komm!“

Krankheit muß man den Willen thun, so hatte ich einmal gelesen. Ich folgte ihm deshalb, folgte ihm durch Straßen und Gassen und Bläse und fand mich plötzlich im Tiergarten. Und vor mir, mit den holderröthenden Wangen, mein Gretchen von gestern.

„So sieh ihr doch bloß in die Augen!“ schrie Theobald an meiner Seite.

Ich sah ihr in die Augen und nun von nächster Nähe! Was sah ich?

Ja, eine Karität! Aber was für eine Karität! Das herrlichste Smaragdgrün, das man sich denken kann. Mit geheimnißvollem Glanz hervordringend aus einer unergründlichen Tiefe, ein süßes Mysterium, umfloßen von einem himmlischen, ganz unjagbaren Glanz, ein Wunder, vor dem selbst Hans Baldung mit

dem seinem Ruhm besetzt die Waffen strecken mußte. Gottlob, Freund Theobald war nicht verrückt. Er hatte wirklich sein Grün. Es war die Wahrheit.

Es erübrigt nun bloß noch drei Dinge zu sagen.

Erstens, daß Theobald auf der letzten Ausstellung mit einem „Walbee“ vertreten war, dessen zauberhaftes Grün wochenlang die Spalten aller Zeitungsblätter nährte und das, wie der „Kunstwort“ schrieb, berufen schien, eine neue Ära in der modernen Koloristik einzuleiten — zweitens, daß dieser Walbee in den Besitz irgend eines Eisenbahnkönigs in Südamerika käuflich überging und zwar für den Preis von fünfzehntausend Dollars, was nach dem damaligen Kurs gerade dreiunddreißigtausendhundert und fünfzig Mark ausmachte — und drittens, daß Theobald auf Grund dieser märchenhaften Summe endlich dem Herzenswunsche seiner Freunde und Bekannten und allen denen, die seine schiefe gebundenen Krabatten und seine Ueberzieher ohne Denkel leiden können, nachkam und ihn erfüllte. Er verheiratete sich — natürlich mit Gretchen's nummernvollen Augen. Angeblich bloß im Interesse der Kunst, um sein Modell für alle Zeiten so an sich zu fetten. Nur scheint er beiläufig sich sehr mit dieser Kette zu begagen und seine kleine junge Frau nicht minder.

Und nun zum Schluß nach alter, guter Sitte den Titel noch einmal an den Mann zu bringen — wer hat das endlich zuwege gebracht? Hans Waldungs Grün!

Bunte Zeitung.

* **Die gerettete Kriegskasse.** Johann Andreas Otto in Vordersleben bei Querfurt, Familienvater und schon bejahrt, hatte im Jahre 1806 gegen ein Äquivalent von 50 Thalern und unter dem Versprechen, nach einer glücklichen Rückkehr aus dem Feldzuge den Nachwächterdienst in Vordersleben zu erhalten, bei der Mobilmachung der sächsischen Armee gegen die Franzosen sich willig finden lassen, den Dienst eines Probiantwagentnechts zu übernehmen. Nach der Schlacht bei Jena, wo eine große Verwirrung herrschte, verschwand, wie man dem „B. L.“ erzählt, auch die Regimentskasse des sächsischen Husarenregiments, welche am 10. Oktober mit sämtlicher Equipage der bei der Avantgarde des Hohenlohe'schen Corps stehenden sächsischen Truppen von Rudolstadt aus zurückgeendet worden war. Der Wagenzug war am 19. Oktober bei Magdeburg über die Elbe gegangen und hatte die Richtung gegen Wittenberg eingeschlagen. Wegen einer Reparatur war der Stabs-Probiantwagen der Husaren, auf welchem sich die Kasse befand, herausgerückt und unvorsichtigerweise ohne alle Bedeckung zurückgelassen worden. Probiantwagentnecht Otto sah sich nach beendigter Reparatur von der Kolonne getrennt und ohne irgendwelche Kenntniß von ihrer Marschdrehung. Die französische Avantgarde hatte zu dieser Zeit bereits die Stadt Halle besetzt und schickte Patrouillen gegen Magdeburg vor. Durch einen Zufall erfuhr Otto, daß das Husarenregiment sich nach Barby gewendet hatte, und der Versuch, auf nicht besuchten Nebenwegen das Regiment wieder zu erreichen, gelang. Er rettete dem Regiment hierdurch die bedeutende Kasse, während die ganze übrige Equipage zu Wittenberg in Feindeshand fiel und trotz aller Reklamationen unter Berufung auf den proklamirten Waffenstillstand nicht wieder zurückgegeben wurde. Otto erhielt wegen seines dem Staate geleisteten wesentlichen Dienstes eine lebenslängliche Pension von 24 Thalern.

* **Von dem Pensionschwindel in den Vereinigten Staaten** erzählt der New-York-Herald folgende kleine, aber recht charakteristische Geschichte. Im Jahre 1862 machte sich ein Bürger von Iowa auf den Weg, um sich zu seinem Regiment zu begeben. Beim Ueberschreiten einer Brücke stürzte er ins Wasser und zog sich eine derartige Erkältung zu, daß er nachhause zurückkehren mußte. Dort blieb er und sah von seinem Regiment, sowie von dem ganzen Kriege nichts. Trotzdem hat der brave Nichtkrieger es verstanden, sich von „Uncle Sam“ eine Pension zu ergaunern, welche noch heute bezahlt wird und auf 50 Dollars pro Monat angewachsen ist. 2400 M. jährlich auf Lebensdauer für einen Schnupfen zu rechter Zeit — das wird für den hieberen Dante gewiß die schönste Erinnerung an die glorreiche Kriegsepochen abgeben und ihn für die entgangenen Vorbeeren entschädigen.

* **Ein schlimmes Mißgeschick** ist unlängst einem Jesuitenpater aus Sittard widerfahren, der bei einem Zahnarzt in Aachen eine Zahnoperation vornehmen lassen wollte. Aus Versehen gerieth er zu einem neben dem Zahnarzte wohnenden Zahn-techniker, dessen Gehilfe sich als Zahnarzt aufspielte und dem armen Geistlichen sämtliche Zähne, 21 an der Zahl, ohne Chloroform anzunehmen, nach der Reihe auszog, nur zu dem Zweck, ein künstliches Gebiß, welches er für 400 M. empfahl, an den Mann zu bringen. Der Vater lag infolge dieser wüsten Behandlung, welche, wie der S. B. geschrieben wird, von den gerichtlichen

Sachverständigen als „durchaus unzulässig und gefährlich“ bezeichnet wurde, mehrere Tage in heftigem Fieber und litt wochenlang an schmerzlichen Zahngeschwüren. Dem rohen „Heil“ geküßten dikirte die Strafkammer des Landgerichts wegen Körperverletzung 3 Monate Gefängniß.

* **Der Büffel der Grobheit.** Prinzipal zu seinem Buchhalter: „Müller, machen Sie sich fertig, ich will mit Ihnen nach dem Zoologischen Garten gehen. Ich habe Sie wiederholt Rhinoceros genannt; nach Ihrer heutigen Leistung fühle ich mich aber verpflichtet, in Ihrer Gegenwart das Vieh um Entschuldigung zu bitten, daß ich es mit Ihnen auf eine Stufe gestellt habe.“

* **Gleiches Mißgeschick.** Wittwe, welche, obwohl sie zwei Männer gehabt, immer noch heitradhastig ist, am Strande zu ihren beiden Begleitern: „Finden Sie nicht, daß es hier entsetzlich langweilig ist?“ — Badegast (leidenschaftlicher Skatist): „Gewiß, gnädige Frau — auch wir bemühen uns bis jetzt vergeblich, den dritten Mann aufzutreiben!“ (Dtsche. Wespen.)

* **Veränderte Sachlage.** Wirthin (zur Dienstmagd): „Was, so einen großen Krug Wein holt Ihr? Früher, als es Euch noch besser ging wie jetzt, habt Ihr Euch mit einem kleinen begnügt!“ Magd: „Ja, wisset Se, Fraule — dazu mal hent mer den Wein 'zahlt — jetzt pumpe mer'n!“

* **Aus der Instruktionsskizze.** Unteroffizier: „Ihr dürft nie von hinten an ein Pferd herantreten, ohne zu sprechen. Das Pferd erschrickt sonst und haut euch gegen eure Dickschädel, und dann hätten wir in der ganzen Schwadron — bald nur noch lahm e Gäu!“

* **Aus Kindermund.** „Mama, ich will Kuchen!“ — „Du willst? Kinder haben keinen Willen.“ — „Mama, ich mag Kuchen. Einen Magen haben doch die Kinder?“



Wissenschaft. Kunst. Literatur.

b. Berlin, 1. April. Auch heute hat Adolf Sonnenhal im „Residenz-Theater“ mit einem schwachen Stück einen starken und ehrlichen Erfolg erzielt. Er spielte — in dem fünfaktigen Lustspiel „Vater und Sohn“ („Le père prodigue“) von Alexandre Dumas — die Bravourrolle des Vaters, der nach einem leichtfertigen Leben endlich zur Ruhe und Vernunft kommt, als er seinen Sohn einem von dem alten Liqueur selbst geliebten Mädchen zum Gatten gegeben und Großvaterfreunden in Aufsicht hat. Das Lustspiel ist von außerordentlicher Harmlosigkeit und die Szenen, in welchen Sonnenhal nicht beschäftigt war, gingen ohne Wirkung vorüber. Seine Vornehmheit aber und die etwas kofette Nummern retteten die Schlacht immer wieder und stellten eine behagliche Heiterkeit her, der sich das wiederum bis auf den letzten Platz belegte Haus willig hingab. In der Darstellung leichtblütiger — österreichischer — Kavaliere, die galante Sitten mit echt männlichem Adel verbinden, findet Sonnenhal noch heute nicht einen ebenbürtigen Rivalen auf deutschen Bühnen.

— Wagners „Lohengrin“ wurde am 31. v. M. nun auch in Bordeaux gegeben und mit wahren Enthusiasmus aufgenommen. Störende Zwischenfälle fanden nicht statt.

— Das größte Fernrohr der Welt. Der gegenwärtige Lebiathan unter den astronomischen Fernrohren, der 36 zöllige Refraktor der Sid-Sternwarte auf dem Mount Hamilton (1280 m Seehöhe) in Kalifornien, wird in nicht mehr ferner Zeit vor einem noch größeren Fernrohr in den Hintergrund treten müssen. Mit diesem neuesten Instrumente dürfte aber auch in der Herstellung großer Fernrohre auf lange Zeit hinaus die äußerste Grenze erreicht sein. Die Universität zu Los Angeles in Süd-Kalifornien hatte vor einiger Zeit in der weltbekanntesten optischen Anstalt Clark in Cambridgeport, Mass., U. St., ein 40 zölliges (102 cm) Objektiv für einen Refraktor bestellt, der für die neue Sternwarte auf dem Wilson Peak (1830 m Seehöhe) in der Sierra Madre bestimmt ist. Die Hauptschwierigkeit, welche sich der Herstellung so großer Objektivgläser entgegenstellt, nämlich der fehlerlose Guß der Glascheiben, ist für das genannte Fernrohr bereits glücklich überwunden, so daß an das Schleifen der Linsen geschritten werden kann. Die Gläser sind aber noch ungeschliffen, ob sie diese Arbeit in ihrer Werkstätte in Cambridgeport vornehmen oder zu diesem Zwecke in der Nähe des Aufstellungsortes am Wilson Peak eine eigene Werkstätte errichten werden, um auf diese Weise nicht nur die Gefahren des Transportes dieses Kleinod zu vermeiden, sondern auch die großen Transportkosten zu ersparen. Der Transport des 36 zölligen Objektivs der Sid-Sternwarte von Cambridgeport auf den Mount Hamilton kostete 3000 Dollars. Die Herstellungskosten des neuen Objektivs werden auf 65,000 Dollars zu stehen kommen.